theaterTag

Täglich erscheinendes Informationsblatt über die Theatertage Europäischer Kulturen in Paderborn

Ausgabe Nr. 2

5.7.2013



Tagträumer wie du und ich

Inklusionsgruppe "Wellenbrecher" zeigt beeindruckende Szenencoullage

Zum Auftakt wandert eine Pfeffermühle durch die Riege der elf Darsteller und verwandelt sich in deren Händen immer aufs Neue in ein Obiekt. welches synonym für ihre verschiedensten Träume steht: ein Baby, ein Zauberstab, ein Fussballpokal. Die Akteure der Szenencoullage "Wo der Pfeffer wächst" haben eine geistige Beeinträchtigung, ihre Wünsche indes unterscheiden sich nicht zu denen von Menschen, die wir im Volksmund gern "normal" nennen. Das darstellende Ensemble "Wellenbrecher" ging 2006 aus einer Initiative zur Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung in Lüneburg hervor, und die Blüten. welche dieser Ableger treibt, können sich sehen lassen.

Jeder einzelne Beteiligte lebt auf der Bühne seine individuelle Körperlichkeit und lässt sie selbstverständlich ins Spiel einfließen. Mit ausdrucksstarker Konzentration und Präsenz bringen die Protagonisten ihre Wünsche zum Ausdruck, die ihnen teilweise von unserer leistungsorientierten Gesellschaft abgesprochen werden. Ein Kind zum Beispiel, obwohl man nur die Zeitung aufschlagen muss, um

täglich festzustellen, wie viele Menschen ohne offensichtliche geistige Behinderung mit der Erziehung an ihre Grenzen kommen. Viele der gezeigten Sehnsüchte überfallen jeden von uns im Alltag. Das Bedürfnis, die Monotonie des Daseins in wahres Leben zu und Kindern zur Zerreißprobe ausartet. Diesen Prozess von der Schwierigkeit des Loslassens, Machtkämpfe inbegriffen – welcher Vater, welche Mutter kennt ihn nicht? Unabhängig davon, ob das Kind eine Behinderung hat oder nicht. Aber gerade diese



verwandeln, die Hektik über Bord werfen, die lästigen Pflichten einzutauschen gegen das einfache Sein. Der Wunsch nach dem richtigen Partner fürs Leben. Das Bestreben, alles im Griff zu haben, vor allem die Mitmenschen, und diejenigen davon auf Knopfdruck verschwinden zu lassen, die einem den letzten Nerv rauben.

Besonders humorvoll in Szene gesetzt wird das Verlangen nach Selbstständigkeit, welches oftmals zwischen Eltern Sprösslinge müssen ganz besonders hart für ihr Maß an Unabhängigkeit kämpfen. Doch beschränken sich ihre Konflikte nicht nur auf das familiäre Umfeld. Oftmals wird ihnen völlig willkürlich von ihrer Umwelt die Lebensberechtigung abgesprochen ("Wie kann man nur so etwas in die Welt setzen?)". Normale Nase, normale Gedanken das ist es, was zählt. Und wer so was nicht zu bieten hat, fällt durch das grobmaschige Sieb (sprich: soziale Netz) unserer Gesellschaft. Gut, dass die Inszenierung keine Scheu hat, auch diese unbequemen Tatsachen aufzugreifen und dem Zuchauer zu spiegeln. Ihr eigenes Empfinden darüber, wie sie sich von ihrer Umwelt wahrgenommen fühlen, bringen die Akteure ganz selbstverständlich zur Sprache und schrecken auch vor sarkastischem Humor nicht zurück.

"Für jede Minute auf der Bühne arbeiten wir fünf Stunden", unterstreicht Stefan Schliephake, zusammen mit Anneke Michaelis Leiter des Projekts. Diese akribische Feinarbeit zahlt sich für alle Beteiligten aus, Zuschauer und Schauspieler. Die Darsteller wurden auf den Punkt vorbereitet für ihre gelungene Aufführung, die niemals in ein Vorführen mündete, sondern aufzeigte, dass die Kluft zwischen Menschen mit und ohne Handycap nicht so groß ist wie sie von uns (Normalen?) gemacht wird. Projekte wie dieses wenden die Gefahr ab, dass "Inklusion" zum Modewort verkommt, wo unter dem Strich am Ende nur "Gut gemeint" statt "Gut gemacht"

Der Tod des Tintagiles - die Chance für Ygranie

Und was hat das jetzt mit Inklusion zu tun? Torsten Brandes und Raya Krisch führen uns in der Kulturwerkstatt einen kurzen Film über ihre Aufführung von Maurice Maeterlincks "Der Tod des Tintagiles" an der Rudolf-Steiner-Schule Schloss Ham-

born vor. Ein Inklusions-Projekt, wie wir hören. Doch auf dem leider viel zu kleinen und etwas unscharfen Videobild sehen wir als einzigen lebenden Menschen ebenjene Raya Krisch als Schwester Ygranie – eine junge, schauspielerisch und sprechtechnisch offenbar

ausgesprochen talentierte Schülerin der Borchener Schule, die das Ganze mit großer Sicherheit im Stile einer klassischen Tragödin zum Besten gibt. Und wieso nun Inklusion? – Wir sind einigermaßen platt, als die junge Schauspielerin uns erläutert, wie dieses Theaterprojekt sie von ihren Selbstzweifeln erlöst, sie aus ihrer Sprachlosigkeit befreit hat: Es gilt halt zu unterscheiden zwischen sichtbaren und nicht sichtbaren Behinderungen. Raya Krisch litt an einer schweren psychischen Erkrankung. Wer hätte das gedacht?

"Ich hab" so Angst", ruft auch der hinter einem schweren metallenen Tor verborgene Tintagiles immer wieder. Das 1894 erschienene Stück des belgischen Dramatikers, Essavisten und Dichters Maurice Maeterlinck spielt auf einer kleinen Insel vor der Küste Frankreichs, auf der ein Ritter sowie alter zwei Schwestern leben, die in der Nacht ein kleines, ca. vier- bis fünfjähriges Kind erwarten -Tintagiles, den um viele Jahre jüngeren Bruder der beiden Damen. Doch in einem dunklen Turm in einem dunklen Tal lebt eine Königin, die dieses Kind, das zu ihrem Thronfolger bestimmt ist, aus Angst vor Machtverlust raubt und später tötet.

Maeterlinck schrieb dieses Stück eigentlich als ein Drama für Marionetten. Man sei mit dieser Inszenierung und dem Versuch, den Text für reale Schauspieler zu dramatisieren, an die Grenze des Darstellbaren gegangen, sagt der Schulpädagoge und Regisseur Torsten Brandes. Weder die Königin noch Tintagiles sind jemals auf der Bühne zu sehen; der vergebliche Kampf des Jungen gegen den Tod findet hinter dem großen metallenen Tor statt. Wir hören Tintagiles' Schreien; er beschreibt, was ihm geschieht und vor allem, was in ihm vorgeht. Auf das hermetische Tor projizierte Symbole, die musikalische Untermalung und das intensive Spiel von Raya Krisch vermitteln die Atmosphäre einer dämonischen, aber eben auch existenziellen Bedrohung durch unbekannte Mächte. Als Tin-



Torsten Brandes, Raya Krisch

tagiles seinen Kampf verloren hat, breitet sich eine rote Blutlache auf dem Tor zwischen Leben und Tod aus; Flammen verschlingen eine überlebensgroß ans Tor projizierte Gestalt. Ygranies Versuche, durch Auflehnung, durch Bitten und Flehen oder durch Erniedrigung die Königin (= den Tod) zur Begnadigung Tinta-

befallen, der sich hilflos, schwach und ausgeliefert fühlt. Die Auswahl des Stücks für das Inklusionsprojekt der Schule Schloss Hamborn dürfte kaum zufällig erfolgt sein. Raya Krisch berichtet im Anschluss an die Vorführung des Videos von der Bedeutung, die diese Theaterarbeit für sie persönlich hatte. Druck

giles' zu bewegen, sind ge-

Maeterlinck thematisierte in

seinen Stücken die Krise des

modernen Menschen im aus-

gehenden 19. Jahrhundert; er

schrieb über Entfremdung und

Angst, über Alpträume und

Ohnmacht gegenüber den Mächtigen. Letzten Endes

sind es solche Ängste und Be-

scheitert.

Selbstzweifel und hatten Energielosigkeit und depressiven Rückzug ausgelöst und sie zum völligen Verstummen gebracht. Maeterlincks Stück beschreibt den Tod seines Helden als das Versiegen einer Stimme hinter einer undurchdringlichen Wand. Eine solche Wand stellt auch die psychische Erkrankung dar. Primärziel seiner Theaterarbeit sei zwar die Kunst, behauptet Torsten Brandes, aber die Kunst sei dafür da. dem Menschen eine Stimme zu geben. Die Anforderungen gerade an die jungen Menschen nähmen in den letzten Jahren überhand und führten zum Versiegen von deren Stimmen. Das Theater aber, so bestätigt auch Raya Krisch, diene dazu, "zu zeigen, dass man da ist", dass man ein Recht darauf habe, auf der Bühne zu stehen und dass die Menschen einem zuhören. Sie habe in dem Theaterprojekt bedingungsloses Vertrauen gespürt, Selbstbewusstsein getankt und wieder an sich selbst zu glauben gelernt: "Das Feuer in mir wurde wieder zum Lodern gebracht." -So wurde der Tod des Tintagiles zur Chance für Ygranie.

dz

Harte Männer ganz weich

Von Mäusen und Menschen

Inklusion ist das Schwerpunktthema des zweiten Tages der Theatertage. Das war zumindest das Schwerpunktthema am Vormittag. "Von Mäusen und Menschen", Katrin Plewa-Brodams Inszenierung von der Studiobühne Essen nach der Novelle von John Steinbeck, ist kein Inklusionsprojekt. Oder doch?

Es ist vor allem die Geschichte von Lennie, dem geistig zurückgebliebenen Wanderarbeiter. "Lennie ist nicht bekloppt. Er ist dumm wie die Hölle, aber er ist nicht bekloppt", nimmt sein erheblich intelligenterer Kollege George ihn in Schutz. Aber George weiß genau: Lennie ist sein höchstpersönliches Inklusionsprojekt – der ist nicht nur

dumm wie Brot, sondern er hat eine echte geistige Behinderung. Tapsig, unbeholfen steht er da - ein riesiges, gutmütiges Kinderschokoladen-Ei, aber von ungeheurer Kraft, die er nicht zu kontrollieren vermag. Er steht da, streichelt Mäuse tot und träumt von Kaninchen. Voller Sehnsucht nach etwas Schönem, etwas Weichem, um das er sich kümmern kann: nach flauschigem Fell. Verzückt, verklärt und eben ein bisschen debil guckt Lennie ins Wetter, wenn er vom flauschigen Fell oder vom Streicheln weicher Körper schwärmt - das hat, Verzeihung, schon etwas leicht Perverses. Jedenfalls schwant dem Zuschauer nichts Gutes. Das rote Kleid der jungen

Frau, die er an seiner letzten Arbeitsstelle traf, war etwas ähnlich Schönes, und auch das hat er gestreichelt. Da mussten Lennie und sein Freund George Stadt und Arbeitsstelle fluchtartig verlassen, um einer Vergewaltigungsklage zu entgehen. Geld hat dieser frühere Farm-Aufenthalt wieder mal nicht eingebracht.

Dabei träumen Lennie und George von einem "Anwesen", das sie sich kaufen werden, wenn sie einmal zu Geld gekommen sind. Mit einem Haus, mit Tieren und ein wenig Unabhängigkeit – und mit Kaninchen. Berührend ist es, wenn Thorsten Simon als George immer wieder die gleiche Geschichte erzählen muss; von den vielen Wiederholun-

gen längst genervt, leiert er sie lustlos herunter, doch Lennie träumt, ergänzt mit sehnsuchtsvoller Miene, was George noch nicht erzählt. Lennie kennt sie längst auswendig, will sie wörtlich höwie Kinder die ren Gutenacht-Geschichte – jeden Abend von neuem, aber bloß nicht mit neuen Wendungen. Doch manchmal spürt man. dass auch George träumt. Er ist realistischer, doch spätestens als der einarmige Candy, der krabbelnd aus der Kulisse kommt und zu nichts mehr nutze ist als mit seinem einen Arm den Boden zu putzen, sich mit seinem Ersparten am Kauf der Farm beteiligen will, packt auch George die Sehnsucht. Es ist die alte Geschichte vom American Dream, und wir ahnen, dass dieser für George und Lennie nicht wahr werden wird.

Im Vorfeld der Aufführung bei den Theatertagen hatte Sebas-



tian Hartmann, der Darsteller des debilen Lennie, gesagt, das Schwierigste an seiner Rolle sei, vor Beginn die Leere in sein Gesicht zu bringen. Wie oft erleben wir verhochbezahlte gleichsweise Protagonisten an den Stadtund Staatstheatern, die genau daran scheitern: die ihren Figuren das ganze mimische und gestische Repertoire des armen, tumben Toren mitzugeben verstehen, aber nicht die dem Schauspieler eigene hohe Grundintelligenz aus dem Gesicht kriegen. Hartmann macht das perfekt. Sein ganzer Körper strahlt die unsichere Zurückhaltung des geistig behinderten Kraftprotzes aus, der zwar eine Ahnung davon hat, aber nicht versteht, dass sein Körper eine Waffe ist. Hartmann ist die Anchor Person für die Aufmerksamkeit der Zuschauer, berührend in seiner kindlichen Sehnsucht, Mitleid und Trauer auslösend ob seiner zerstörerischen Kraft, die seine gut gemeinten Zärtlichkeiten immer wieder im Desaster enden lässt, staunen machend, wenn er erspürt, was er intellektuell nicht begreift. Großes Kino!



Aber auch die übrigen Schauspieler dieses 80minütigen Abends überzeugen. Da ist Kalle Spies als Candy, der einarmige Underdog unter den Underdogs, der ein wenig Geld gespart hat und seine Chance sieht, sich Georges und Lennies amerikanischem Traum anzuschließen. Er traut sich kaum, sich den beiden Freunden aufzudrängen, doch bei aller Zurückhaltung spürt man sein inneres Drängen. Da ist Sandra Busch als Eve, kokett zu Beginn, als Nutte verunglimpft von den Männern, aber dann desillusioniert und eine herzzerreißende Aura der Einsamkeit um sich verbreitend: "Der Mensch geht kaputt, wenn er niemanden hat". sagt die Ehefrau des unsympathischen Möchtegern-Machos und Raufbolds Curley um dann leiser fortzufahren: "wenn er nur jemanden hat – ganz egal wen..." - Dieser Curley, der Sohn vom Boss, packt den Zuschauer als das krasse Gegenstück zu Lennie: klein und schmächtig, mit Goldkettchen und Schlägermütze gibt Kevin Gonska ihn wie den Proll im tiefergelegten Golf mit Doppel-Auspuff auf dem nächtlichen Großparkplatz vom Einkaufszentrum.

Kerstin Plewa-Brodam hat die eingestrichene klug schichte ohne Mätzchen inszeniert. Sie verlässt sich ganz auf die Wirkung der Erzählung und die Kraft und das Können ihrer Schauspieler. Ihr gelingt eine sensible Gratwanderung zwischen anrührenden Szenen und ganz leicht angedeutetem, aber für eine solche ur-amerikanische Geschichte ja fast unabdingbarem Pathos - großartig zum Beispiel, wenn George, Lennie und Candy zu blechernschrägen Nationalhymnen-Klängen in einem Moment der Hoffnung ins Weite schauen wie drei stolze Westernhelden im Hollywood-Trailer. - Die Angelegenheit endet wie erwartet: tragisch. Nicht nur Thorsten Simons George hat Tränen in den Augen - auch der Zuschauer muss sich eines verstohlenen Griffs zum Tempotaschentuch nicht schämen, wenn das Ende naht. Harte Männer ganz weich, in der Geschichte einer wunderbaren Freundschaft, die unglücklich endet, aber die Utopie nicht ganz aufgibt.

 d_{7}

Vom Mut, das Anderssein zu zeigen

TheaterThemenTalk: Theater und Inklusion

"Inklusion heißt ja nicht: Wir sind alle gleich", meint Sandra Anklam (Dramatherapeutin der LWL-Klinik Herten). Jeder habe andere Bedürfnisse oder bestimmte Behinderungen, die man auch zeigen können müsse. Jedoch der Fokus dürfe eben an diesem "Label" nicht hängen bleiben.

Anklam ist eine der DiskussionsteilnehmerInnen des ThemenTalks "Theater und Inklusion" in der Kulturwerkstatt Paderborn. Hierher hat Norbert Rademacher (BDAT-Präsident) verschiedene Akteure aus sozialen und künstlerischen Berufen eingeladen, die an der Schnittstelle von Sozialarbeit, Pädagogik und Theaterarbeit tätig sind.

Als Einstieg nimmt er einen Satz der Schülerin Raya Kirsch (R.-Steiner-Schule Schloss Hamborn) auf, die von ihren Erfahrungen während des Inklusionsprojektes "Der Tod des Tintagiles" berichtet hat, der kurz zuvor als Videoausschnitt gezeigt wurde. Und der besagt: Die Grundlage für alles, was man tun will, ist bedingungslos aufeinander zu vertrauen.

Vertrauen als Basis jeglicher Theaterarbeit jenseits von Inklusion, darauf können sich alle Gäste einigen. Anklam, die über langjährige Erfahrungen als Theaterpädagogin soziokultureller Projekte in Gefängnissen und Psychiatrien verfügt, erzählt von ihrer Erfahrung mit dem Publikum, mit dem bei einer Aufführung etwas geschähe, was mit Vertrauen zu tun habe. Oft wecke Theater in besonderen Kontexten ein voyeuristisches Interesse der ZuschauerInnen, die sehen wollten, was die denn so machen, wie die denn aussähen und ob das denn

Spaß mache. Wenn es gelänge, dass das Publikum Vertrauen in die künstlerische Qualität bekäme und der voyeuristische Blick auf die Krankheit in den Hintergrund träte, im Sinne des "Jetzt darf ich Kunst gucken. Jetzt geht`s nicht mehr darum", sei auch ein Stück Inklusionarbeit erfolgreich realisiert. Stefan Schliephake, Sozialund Theaterpädagoge in der Lebenshilfe Lüneburg-Harburg, dessen Theatergruppe "Weltenbrecher" soeben ihr Stück "Wo der Pfeffer wächst" gezeigt hat, betont, dass die Basis des Vertrauens darin liegt, sich in seiner eigene Rolle, mit seinen Wünschen, auf der Bühne zu zeigen und sich darüber ein Stück Würde zurückzuholen und eigene Fähigkeiten zu entdecken. Sich gegenseitig in den Fähigkeiten zu ergänzen bzw. Handicaps produktiv in den Arbeitsprozess aufzunehmen, ist ein Ansatz von Christel Brüning, die im Rahmen des Theaters "Götterspeise" (Bielefeld), integrative Projekte durchführt. Gelungen sei eine Inszenierung dann, wenn am Ende niemand merkt, wer hier verrückt sei und wer nicht.

Doch wie geht künstlerische Theaterarbeit und sozialer Kontext in der Arbeit mit so genannten gesellschaftlichen Randgruppen zusammen? Und ist ein Theater, in dem Personen mit psychisch-physischen Handicaps agieren, gesellschaftlich schon normal und auf "Augenhöhe" mit anderen?

In der Diskussionsrunde geht es dabei keineswegs darum, Unterschiede zu leugnen. Viel eher bestehe, so Brüning, die Einzigartigkeit eines jeden durch die Andersartigkeit. Doch diese Andersartigkeit darf nicht als Entschuldigung dienen, sich nur auf reine therapeutische oder pädagogische Arbeit mit künstlerischen Mitteln zu reduzieren. Vielmehr gehe es darum, die Kunst, die ästhetische Dimension, zur Prämisse einer sozialpädagogischen Arbeit zu machen.

Rademacher fragt, wie viel Arbeit diese Kunst macht. Von einer halbjährigen Produktionszeit mit wöchentlichen Probe á 2 bis 2 ½ Stunden. über vier bzw. acht Wochen reine Theaterarbeit an der Rudolf-Steiner-Schule (in den Klassen 8 und 12), intensiven Wochen- und Probenblöcken bis hin zu einer mehrjährigen Produktionszeit ist alles vertreten. Ein Zitat von Schliephake macht die Dimension seiner Arbeit deutlich: "Für jede Minute auf der Bühne arbeiten wir 5 Stunden." Zu reden wäre hier vielmehr über die teilweise sehr prekären Verhältnisse, mit denen beispielsweise die Theatergruppe der Lebenshilfe zu kämpfen hat, die jedes Jahr aufs Neue um ihre Existenz bangen Pädagoge und arbeitet mit "normalen" SchülerInnen. Ausgehend von der in der Runde erklärten Tatsache, das Theater das Medium schlecht-



Torsten Brandes, Raya Krisch, Stefan Schliephake, Norbert Radermacher, Christel Brüning, Sandra Anklam

muss. Aber das nur am Rande. Integrative Strukturen wären zu schaffen, die vor allem eins ermöglichen, sich Zeit für den sozial-/pädagogischen als künstlerischen Prozess zu nehmen.

Torsten Brandes, Lehrer an der Rudolf-Steiner-Schule, hat in dieser Runde eine etwas andere Perspektive: Er ist hin ist, in dem nicht über Inklusion gesprochen, sondern Inklusion durchs bloße Tun praktiziert wird, liegt sein Fokus denn auch weniger auf dem Begriff Inklusion. Die Kunst ist sein Ziel. Aber, und hier geht sein Anspruch über den bloß ästhetischen Bereich hinaus, Kunst als Möglichkeit, jemandem eine Stimme zu ge-

ben und sich gegen das "Verstummen" in unserer Gesellschaft aus Angst aufzulehnen. Jedem (s)eine eigene Stimme geben, egal ob mit oder ohne Handicap.

Sich trauen, sich mit "seinem Namen" zu zeigen, das sei Ziel, meint Brandes, nachdem Rademacher in seiner letzten Frage jede(n) TeilnehmerIn damit konfrontiert, was für jeden einzelnen von ihnen, der nächste Schritt in Richtung Teilhabe sei. Viele kleine durchlässige Projekte, in denen Behinderung nur eine Eigenschaft neben vielen andern sei: mehr finanzielle Zuwendung; Vertrauen in den Prozess und in die Veränderbarkeit von Strukturen, das sind die Antworten.

Jeden zu hören und zu sehen, dafür muss aber immer wieder eine Mauer des Schweigens und Ignorierens aufgebrochen werden. dl

Ein Stück mit zwei Arten von Gesichtern

Junges Ensemble des spina-Theaters Solingen setzt auf Zuschauerreaktion

Acht jugendliche Darsteller des spina-Theaters Solingen begeben sich in ihrem Stück "99 Prozent" auf die Suche nach Protestmöglichkeiten. Die Gründe dafür muss man auf dieser Welt nicht erst suchen, die existieren zu Hauf. Das führt die Truppe mit einem starken und engagierten Spiel, teils in englischer Sprache, vor Augen.

Die Gruppe setzt von Anfang an auf Einbindung der Zuschauer. Moderator Jojo weist das Publikum auf das Offene Mikrophon am Bühnenrand hin, welches jedem Gast die Möglichkeit bietet, seine Meinung bei Bedarf offen kund zu tun. Zudem fordert er zum Nachsprechen von Parolen gegen die Ungerechtigkeiten des Planeten auf. Und fast alle fallen mit ein.

Doch wozu überhaupt Protest, fragt das Stück. Und wenn ja – wie? Und wenn nein – wieso nicht? Ist sinnloses Anrennen gegen Wände besser als berechtigtes Resignieren? Was tun? Den Missständen die Stirn bieten oder sich in dieselben fügen? Mit dem Strom

schwimmen birgt jedenfalls, so scheint die Botschaft, weniger Gefahren. Wer überleben will, muss sich anpassen, unterordnen, hoch schlafen. Was bleibt einem sonst übrig beim globalen Versagen von Umweltgipfeln, EU und UNO? All das ufert in Hilflosigkeit aus, die in Form von Verschwörungstheorien Wildwuchs treibt. Aber vor allem:

In einer TV-Show, wo die Kandidaten auf den Raubbau des Regenwaldes, auf Tierquälerei und Kindersoldaten verweisen, stürmt eine bewaffnete Zuschauerin, die Aggressionen entwickelt, weil sie sich diesen Problemen nicht stellen will. Besser Augen zu und weg! Wir tanzen weiter auf dem Vulkan mit vorgegebener Heiterkeit.



Geht uns dieser ganze Kram überhaupt etwas an? Hindert er uns nicht daran, das Leben zu genießen?

Spaßgesellschaft olé! Die ständigen Probleme erzeugen nur schlechtes Gewissen, und jeder schläft doch lieber ruhig. Und sei es mit Hilfe von Computerkonzernen, die uns während der Nachtruhe tröstende Gedanken einpflanzen. Gegen das nötige Kleingeld, logisch.

Diese teilweise rasanten Einlagen wechseln mit eindring-Monologen. lichen Eine Darstellerin beschreibt in grausigen Details den Prozess Selbstverbrennung. einer Doch nützt diese Art Widerstand etwas? Der Leiche wohl nicht mehr. Und überhaupt, so der Tenor der mit Tanzperformance und Musikeinlagen ausstaffierten Szenen, ist es doch egal, auf welche Weise versucht wird, die Welt zu retten. Jede noch so gut gedachte Aktion, ob gegen die Macht der Lebensmittelindustrie oder den 300fachen Overruft einen Neunmalklugen auf den Plan. Und der erklärt uns, dass das erstens nichts bringt oder zweitens sowieso der falsche Ansatz ist.

Die jugendlichen Akteure sind nicht zimperlich. Sie gehen teilweise an ihre eigene Schmerzgrenze und an die ei-

Zuschauer. Dies geniger schieht ganz bewusst. Etwa dann, als ein junges Mädchen verkündet, sich für das finanziell angeschlagene Theater so lange von seinen Mitspielern ohrfeigen zu lassen, bis die Zuschauer dreißig Euro spenden. Diese Ankündigung wird prompt in die Tat umgesetzt, und bei ihren Schlägen sind die Schauspieler gegenüber ihrer Kollegin bei Gott nicht behutsam. Doch die Rechnung geht auf, und das Geld kommt zusammen, was das Ensemble zu der Ankündigung verleitet, mit den Schlägen fortzufahren, bis hundert Euro eingenommen sind. Hier verlässt die erste Zuchauerin unter lautem Protest den Saal. Als sich in einer weiteren Sequenz die Schauspieler Plastiktüten über den Kopf ziehen und den Hals mit Klebeband umwickeln lassen, schreiten weitere Zuschauer am Mikrophon ein. Eins ist klar: Dieses Stück will nicht gefallen, es will Debatten anheizen. Will dem Zuschauer zeigen: Hier, wenn es unmittelbar vor deiner Nase passiert, dann ist plötzlich dein Verantwortungsgefühl aktiv. Aber bei Missständen da draußen, weit weg von hier, wird dein Standby-Modus eingeschaltet. Eines ist mit diesem Experiment bewiesen: Gewisse Dinge erzeugen bei einigen Leuten Widerstand, manch andere bleiben davon unbeeindruckt – wie im realen Leben.

Sei es drum: Die jungen Darsteller ziehen ihr glaubwürdiges Spiel konsequent bis zum Ende durch. Doch ebenso konsequent muss auch die Frage gestellt werden: Waren nicht auch bei der Inszenierung mehr als nur weltverbesserische Absichten im Spiel? Ging es ausschließlich darum, Missstände anzuprangern, oder auch um heftige Reaktionen in den Zuschauerreihen? Provokation um der Provokation, der Sache oder der Kunst willen?

So uneins wie dieses Fazit, so verschieden auch die Gesichter im Publikum am Schluss. Standing Ovations, Jubelrufe, versteinerte Mienen und Hände, die den Applaus verweigern.

Lass deinen Drachen steigen

LetMeGo vom Dance Studio "The Crystal Cube of Brightness" Sisak

Tanztheater aus dem brandneuen EU-Mitgliedsstaat
Kroatien bildete den Abschluss des 2. Festivaltages.
Die Gruppe "The Crystal Cube of Brightness" ist seit vielen Jahren regelmäßig zu den
Theatertagen Europäischer
Kulturen eingeladen und besticht durch sinnliche und ästhetisch bildreiche

Tisch gelegt werden, haben eine symbolhafte Bedeutung. Es sind die Frauen vor allem, die gemessenen Schrittes solche Symbole ins Bild rücken: Ein Vogelkäfig, die übliche Metapher für das Eingesperrt-Sein oder auch die Sehnsucht nach Freiheit, enthält allerdings keinen Piepmatz, sondern Fotos, möglicherweise



Tanztheater-Inszenierungen. Auch "LetMeGo", die diesjährige Choreographie von Jasminka Petek-Krapljan, überzeugt wieder durch eine hohe Präzision des Bewegungsablaufs und großartiges tänzerisches Können der zehn Damen und drei Herren auf der Bühne. Die 50minütige Aufführung präsentiert einen bunten Bilderreigen rund um das Thema der Liebe und der Partnerschaft.

Ein Tisch als zentrale Requisite steht gemeinsam mit den später hineingetragenen Kaffeehaus-Stühlen für die Wohnung, für den Ort von Gesprächen, Zusammenkünften und Begegnungen. Gegenstände und Objekte, die hereingetragen oder auf den

Fotos geliebter Personen. Äpfel auf dem Tisch symbolisieren die Verführung; mit geradezu beschwörenden Bewegungen versucht eine Frau dem Obst seine Zauberkraft zu entlocken. Einige Frauen kokettieren. versuchen mit verführerischen Tänzen die emotionslos an der Peripherie sitzenden übrigen Personen zu beeindrucken. Da gibt es ein gewisses Balzgehabe, erstaunlicherweise eher auf der Seite der Frauen als bei den Männern - nun, bei einer Relation von 3: 10 müssen sie sich möglicherweise nicht allzu sehr anstrengen...

Aber ach – da kommt eine Dame mit einer Kaffeemühle ins Bild. Zuckerstückenen kommen hinzu; an der Mühle

wird gekurbelt, der Zucker in den Händen gewendet. Auch eine zweite Frau wird wie die Kaffeemühle auf dem Tisch gedreht, und dann endlich ist der Kaffeetante der Fisch ins Netz gegangen: Endlich liegt ein Mann auf dem Tisch. Nun ja, mit leckerem Kaffee und Verwöhn-Aroma sonstigem lässt sich Adam eine Weile halten, aber schnell merkt er, wenn er einem Heimchen am Herd aufgesessen ist. Ihm wird ein bisschen langweilig in der täglichen Familien-Mühle. Die Weiber gehen zum Kaffeeklatsch; da wird die Diskussion auch schon mal etwas lebhafter, und die Zuckerstückchen fliegen hin und her - die Männer werden eben nicht nur durch den Kakao gezogen. Zickenkrieg gibt's auch, kurze konfrontative Situationen zwischen den Damen auf der Bühne, Konkurrenzdenken und Eifersücheingeschnappte teleien, Reaktionen: wusch, wird der Zucker mit einer heftigen Handbewegung vom Tisch gefegt. Ein paar Galanterien der Herren führen zu nichts oder sagen wir: zu drei leeren Stühlen auf dem Tisch.

Es wundert nicht: Der Mann der Kaffeemühlen-Frau wendet sich in Anbetracht solch anregenden Ehelebens einer Jüngeren zu: Er schenkt ihr einen Drachen mit schön geschmücktem Schwanz, und die lässt seinen Drachen steigen. Sie schwebt auf einer Wolke, tanzt vor Glück und

präsentiert sich: Seht her, ich bin da.

Und da ist dann auch das überwältigendste Bild des Abends. Vielleicht ist sie nur eine Projektion der Männer, eine Art Wunschtraum, diese kroatische Blumenkönigin, die dann von rechts nach links die Bühne durchschreitet: Mit einem sagenhaft hohen Blumenhut auf dem Kopf und eisagenhafteren noch Schleppe am Kleid. Die volle Bühnenbreite bedeckt dieser über und über mit Blumen bepflanzte Schleppen-Teppich, den nun die übrigen Frauen betreten. Identifizieren sie sich mit diesem Wunschbild, sonnen sie sich im Glanze der Blumenkönigin? Egal, da defilieren sie jedenfalls vorbei: die Löffelfrau, die Tänzerin mit dem roten Rock, die Frau mit der Suppenschüssel und mit der Kaffeemühle. Und, ohweia, die mit dem Käfig.

jedenfalls Männe kommt heim. Ein Pascha, ein Macho. aber er kehrt zurück von der hübschen luftigen Drachensteigerin zum geerdeteren Kaffeeweib. Es ist noch Suppe da; er lässt sich von seiner genervten Frau bedienen. Es gibt Streit, Androhungen von Gewalt. Von Besitzansprüchen und Unterwerfung. Zaghafte Versuche der Frau, in die Freiheit auszubrechen. werden unterbunden. - Am Tisch verabreden sich die drei Männer bald zum Kartenspiel. Es ist das alte südeuropäische

Stereotyp: Die Männer in die Kneipe, die Frauen ins Haus. In diesem Falle: vor die Kneipe. Denn sie drücken sich draußen vor dem Fenster die Nase platt, um ja nichts zu versäumen von dem, was drinnen vor sich geht. Da ist inzwischen eine der Frauen aufgetaucht. Und es scheint, dass derjenige, der beim Kar-

tenspiel gewinnt, auch die Lady heimführt. Doch denkste: die wird unter den Tisch gekippt. - "If I have to go, will you remember me?", singt es harmonisch vom Band. Mann und Frau tanzen, eng umschlungen. Abschied. Tod? Altersmilde?

Ja, das war sie, die kleine Geschichte, die uns die 13 Tän-

zer aus Sisak erzählen. In 50 Minuten fast ein ganzes Leben. Mit Liebe, Eifersucht, Fluchtversuchen und Versöhnung. Erzählt wurde das alles ohne Worte in gemessenem Tempo zu harmonischer Musik. Das mag ein wenig überraschen, denn im wahren Leben dürften in dieser Zeit nicht nur Zuckerstückchen ge-

flogen sein. Bei den Profis von Sidi Larbi Cherkaoui oder Wim Vandekeybus wäre es da temperamentvoller zugegangen. Aber so sind sie eben, die Damen und Herren von der Crystal Cube of Brightness: sie bevorzugen eine ästhetisierende Bildsprache. Aber schön war's doch.

Zwischen vollem Buffet und zerbrochenem Zollstock

Aufführungsgespräche zu "Herr der Diebe" & "Wo der Pfeffer wächst"

Über Kunst zu reden, noch dazu, wenn sie mit so sprachübergreifenden Elementen arbeitet wie im Theater, ist schwer und nur bis zu einem gewissen Grade sprachlich möglich. "The rest is silence …" oder, im Idealfall, Genuss und Anregung im Stillen. Bei den Theatertagen Europäischer Kulturen ist es aber Tradition geworden, genau das zu tun: zu sprechen - über die Stücke, die am Tage gezeigt wurden.

Für beide Tages-Stücke gibt es vorrangig Lob. Beide Produktionen sind von SpielerInnen auf die Bühne gebracht worden, für die das Spiel vor Publikum im Festivalausmaß keine Routine darstellt: SchülerInnen von 13-15 Jahren ("Herr der Diebe") sowie Menschen mit geistiger Behinderung ("Wo der Pfeffer wächst").

"Herr der Diebe", das Eröffnungsstück des Festivals, überzeugt den Fachrat einstimmig durch seine Spielfreude, durch die Wirkung seiner Orchestermusik und seine Liebe zum Detail: selbst der Orchestergraben ist einer venezianischen Gondel nachempfunden. Hervorgehoben werden einige starke Bilder, das Wachklopfen der Sagenfiguren etwa oder die Choreografie der Massenszenen. Kritisiert wird die Länge des Stückes, die mit drei Stunden Spieldauer an die Grenzen jeder Aufnahmefähigkeit geht sowie die Länge der Zwischentexte, die zuungunsten der dramaturgischen Spannung geht. Anklam vergleicht die Aufführung, zumindest ab der Haupthandlung, eher mit einem Film statt einem Stück; einem bombastischen Ereignis, das dem Zuschauer keine Chance lässt, selbst Bilder zu entwickeln und Leerstellen für die eigene Reflexion zu finden. Es sei, ein "tolles Buffet" gewesen, an dem sie sich aber überfressen habe. Brandes. der sich in Personalunion u.a. sowohl für Musik, Regie als auch Dialog dieser Inszenieverantwortlich zeigt, verteidigt ein wenig die Kritik, betont, dass er mit seiner

Arbeit eben nicht nur künstlerische, sondern auch pädagogische Ansprüche verfolge. Und dabei auch die Ansprüche seiner SchülerInnen mitberücksichtige, die eben zu manchen Text- oder Rollenlängen geführt hätten.

Auch das zweite besprochene "Wo Stück der Pfeffer wächst" der Gruppe "Weltenbrecher", wird positiv aufgenommen. Einmal pro Woche treffen sich die SpielerInnen zur Probe von 2 ½ Stunden, um Szenen zu improvisieren und ihre Themen auf die Bühne zu bringen, mit dem Ziel, dass jede(r) von ihnen, einen würdigen Auftritt bekommt. Im Stück geht es um Träume der SpielerInnen: Jedoch haben sich die SpielerInnen nicht selbst ihre ureigensten Träume ausgewählt, sondern die Gruppe hat ausgewählt, welcher Traum zu welchem Spieler passt.

Beeindruckt zeigt sich der Fachrat von einzelnen Szenen, wie einer Königinszene, der Sprachszene sowie der Zollstockszene, in der der Traum in Gestalt eines Zollstockes zerbrochen wird. Anklam gibt die Anregung, sich für das Ende der jeweiligen Szenen mehr Zeit zu nehmen.

Vaclav erwähnt die Authentizität des Spiels, und das gilt für beide Stücke: Sie sind von einer lebendigen Frische und Ursprünglichkeit auf die Bühne gebracht, die das Festival beleben.

Und gleichzeitig kann auch das Festival Spielgruppen beleben, indem es neue Impulse gibt.

Ein Impuls ist, dass die Gruppe "Weltenbrecher" durch ihre Einladung zum Paderborner Amateurtheaterfestival nicht nur gute Presseresonanz und weitere Engagements bekommen hat, sondern, dass seine Existenz zumindest für das nächste Jahr damit gesichert sein dürfte. Denn die finanzielle Realität vieler soziokultureller Theaterprojekte hat mit Traum- und Fantasiewelt oft nichts zu tun.

Veranstalter:

Bund Deutscher Amateurtheater e.V. Amateurtheaterverband Nordrhein-Westfalen e.V.

Ausrichter vor Ort:

Heimatbühne Paderborn e.V. theater der jugend

Gefördert:

- durch die Stadt Paderborn
- vom Bund Deutscher Amateurtheater aus Mitteln des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses der Deutschen Bundesregierung.
- über den Bund Deutscher Amateurtheater aus Mitteln des Auswärtigen Amtes
- durch das Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen















Redaktion

Frank Weymann

Thorsten Böhner
David Lode
Thomas Wölfer
Dietmar Zimmermann
Fotos: